

Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

17. Jahrgang

Lienz, 11. November 1949

Nummer 24

Die Paterschule in Lienz

125 Jahre lang besaß Lienz eine „Paterschule“, da an der Knabenvolkschule zuerst die Karmeliten 10 Jahre, dann die Franziskaner 115 Jahre den Unterricht erteilten. Wie die Klosterlehrscheule der Dominikanerinnen für die Mädchen,¹⁾ geht auch das Wirken des Lienzener Männerklosters im Jugendunterricht auf die Zeit der Kaiserin Maria Theresia zurück. Damals wurden nämlich die Klöster verhalten, Kräfte für den Unterricht auszubilden zu lassen und zur Verfügung zu stellen, wenn sie als nützlich für Staat und Volk gelten und nicht der Aushebung verfallen wollten — das Gegenteil zu erleben, war unserer Zeit vorbehalten, wo die Wirkamszeit von Priestern und Ordensleuten in der Schule als staatsfeindlich und volksfeindlich hingestellt und geistliche Lehrpersonen vom Unterricht entfernt wurden! Maria Theresia hatte durch die „allgemeine Schulordnung für Normal-, Haupt- und Trivialschulen“ vom 6. Dezember 1774 das Volksschulwesen neu geordnet.²⁾ In der Stadt Lienz, die sich sehr schulfreundlich zeigte,³⁾ trat darum 1775 eine Volksschule für Knaben unter der Leitung der Karmeliten nach den neuen Schulvorschriften ins Leben. Die Schule heißt „Deutsche Schule“ zum Unterschied von den lateinischen Schulen, d. h. den Gymnasien, später auch Normalisshule (die Lehrer behaß Normalisten), was aber nur sagen will, daß sie den kaiserlichen Normen (Vorschriften) entsprechend gestaltet wurde. Im eigentlichen Sinne gab es Normal- oder Musterhschulen nur an den Landeshauptstädten, Hauptschulen am Sitz der Kreisämter. Mit der Zeit erhielten auch einige andere wichtige Orte eine Hauptschule (aber nicht im heutigen Sinne)

und so wurde dann auch die Lienzener Volksschule durch Subemlalsdekret vom 17. Dezember 1773 zur Hauptschule erhoben.⁴⁾

Das Karmelitenkloster und seit 1785 die Franziskaner⁵⁾ hatten anfangs zwei Patres für die Normalisshule zu stellen, einen Lehrer und einen Katecheten. Durch Erlaß des Ordinarials Salzburg vom 3. Dezember 1777 wurde angeordnet, daß der Schulgottesdienst für die Normalisshule in der Klosterkirche, bzw. bei den Dominikanerinnen, stattfinden muß, hingegen wurde für das Gymnasium die Errichtung einer eigenen Kapelle bewilligt.

Von der Anstellung eines eigenen Katecheten ist aber später nicht mehr die Rede, die Christenlehren an Sonn- und Feiertagen besorgte nun einer der Klosterkooperatoren, 1816 übernahm sie Dr. Anshuber selbst. Der Religionsunterricht konnte der Klassenlehrer, weil selbst Priester, erteilen. Anscheinend legten manche priesterliche Lehrer auch eine eigene Prüfung für das Lehramt und den Katechetischen Unterricht ab: so heißt es von P. Ludwig Elebl, daß er am 16. Jänner 1804 als „geprüfter Normalisshullehrer und Katechet“ hiet angenommen sei.

Nicht ganz klar wird man über die Zahl der Klassen an der Lienzener Knabenschule. Bis 1806 ist immer nur ein Lehrer genannt, 1808 aber heißt es, daß P. Ludwig Elebl, seit 1804 als Lehrer tätig, im Dezember von P. Clement Spiegelgraber abgelöst wurde, zugleich aber, daß am 25. Jänner 1808 P. Leopold Steiner (bisher seit 1807 Gymnasialprofessor) mit dem Unterricht in der 1. Elementarklasse begann: somit wären

wenigstens zwei Klassen geführt worden. Oder war es damals schon so, daß eigentlich drei Klassen existierten, jedoch in zwei zusammengezogen? Das Kreisamt verfügte nämlich am 23. April 1813, 6) daß die 1. und 2. Klasse unbedingt getrennt werden müssen, die bisher vorjährig bildrig zusammengezogen seien. Weil das Kloster wahrscheinlich nicht zugleich einen dritten Vater als Lehrer zur Verfügung stellen könne, solle P. Stanislaus Staffer den Unterricht in der 1. und 2. Klasse halten und zwar vormittags und nachmittags in jeder Klasse je 1½ Stunden. Das Kreisamt hofft, daß es ihm, weil noch jung, möglich sei, täglich also 6 Stunden Unterricht zu geben, dafür müsse er vom Predigen entbunden werden. Die Kriegszeiten, die über Lienz so viel Unheil brachten und auch oft Krankheiten im Gefolge hatten, mögen dem Volksunterricht auch oft nachteilig gewesen sein, so mußte vom 29. November 1813 bis 11. Jänner 1814 der Unterricht ganz entfallen.

Mit dem Schuljahr 1814/15 wurde durch die österröichische Regierung, unter die Tirol nun endgültig wieder gekommen war, auch die Lienzener Knabenschule besser geregelt. Zunächst stellte das Kreisamt für Pustertal am 7. September 1814 an das Kloster die Anfrage, ob es nun drei Lehrer für die „hierortige deutsche Schule“ aufbringen könne. Das wurde zugesagt und im Oktober trafen zwei Patres (Kassian Dangi und Ubaldo Treffer) neu in Lienz ein, während P. Arnobus Straffer schon bisher in der Schule gewirkt hatte und P. Stanislaus Heller nach Bozen versetzt wurde. Die Anstellung der drei genannten Schulpatres wurde von der k. k. bevollmächtigten Hofkommission am 22. Oktober 1814 genehmigt. Doch mußten sie ihre Zeugnisse vorlegen über sich der Lehrbefähigungsprüfung unterziehen.

1) Vgl. Osttiroler Heimatablätter VIII, Heft 7, 8.

2) Zert bei Helfert, die österröichische Volksschule I, 323 ff.

3) Zeitschrift Osttirol 1823, 183.

4) Allgemeine Schulvorschriften im Dekret vom 17. 12.

5) Nicht erst 1797 übernahmen sie die Franziskaner, wie Wackerweil: Beda Weber, Innsbruck 1903, 7, unrichtig schreibt.

6) Klosterarchiv XI n. 3.

Eine scharfe Bemerkung wurde noch beigelegt, nämlich „daß für die deutsche Schule in Lenz ganz unausstellbare Ordenssubjekte angestellt werden müssen, sonst würde die Hofkommission auf Kosten des Klosters drei taugliche Lehrer dahin setzen.“ Man sieht, das josephinische Staatsstrafentum war noch nicht tot, das der Kirche und den Klöstern einfach anschaffte, wie sie sich nützlich zu machen hätten, während der Staat sich auf diese Weise Ausgaben zu ersparen suchte.

Die Lehrer sollten also womöglich dem Staat nichts kosten und sie erhielten den Gehalt auch tatsächlich nicht vom Staate, sondern aus dem städtischen Schulfond, und zwar bekam das Kloster 36 fl für jeden Lehrer — wohl eine geringe Entlohnung — und diese wurde nur mit Schwertigkeit erreicht. 8) Der städtische

Schulfond war aus dem eingezogenen Vermögen der Bruderschaften und des Siechenhauses entstanden, wie Linthausen schreibt. Aus ihm empfing das Kloster auch später den Gehalt für die Lehrpatres und zwar noch in den achtziger Jahren nur zirka 180 fl für alle drei Lehrer. Infolge einer Stiftung mußten für den Gehalt auch noch 12 Messen gelesen werden. Der gesellige Tarif hätte damals für drei Lehrer 900 fl und mit der Schulleistung 1000 fl betragen. 9) Die Franziskaner haben also der Stadt Lenz im Laufe der Jahre bedeutende Ausgaben für die Schule erstarkt und der Magistrat hat dies auch anerkannt, als er am 19. Oktober 1886 sich um einen vierten Schulpatre bewarb, weil die Stadt wegen sonstiger hoher Ausgaben einen weltlichen Lehrer nicht besolden könne.

Die dreifläßige Schule in Lenz, welche nach dem Berichte des Dekans Witzhuber 10) im Jahre 1815 von 136 Knaben besucht wurde, erhielt, wie schon gesagt, im Jahre 1823 den Rang einer Hauptschule. Zu Hauptschulen konnten nach dem Schulgesetze Maria Theresias solche Volksschulen größerer Orte erhoben werden, welche wenigstens drei Klassen und 3 bis 4 Lehrer mit einem Katecheten zählten und an welchen außer den Volksschulgegenständen noch andere Fächer gelehrt wurden, z. B. die Anfangsgründe von Latein. Die Hauptschule galt also als Vorbereitung für die Mittelschule und nur mit einem Hauptschulzeugnisse, nicht direkt von der Volksschule her, konnte man in eine Mittelschule (Gymnasium, Realschule) eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

Kleine Plauderei über Pilze

Welche Pilze man in unserer engeren Heimat des Sammelns und des Verzehrens würdig, ist weniger Sache eingehender Artenkenntnis als der Überlieferung, der Gewohnheit, des Mitgebrachten. Nicht wenige lehren die Pilze überhaupt samt und sonders als „Straß“ ab und sind selten Vorstellungen oder Überredungskünsten zugänglich. Andere möchten wohl, fühlen sich aber zu unsicher, um andere Pilze zu sammeln, als die sicher als unschädlich bekannten, und also bleibt es, wie es schon zu Großvaters Zeiten war: „Des son Pfifferlinge, de mösche wo nem, dwa de oandoarn loß la gschaiden sien.“

Die Sammler aus der Stadt stellen, die sind schon um ein Gutteil geduldet und begnügen sich nicht mit den „Eierschwammern“, sondern ziehen den Kreis ihres Interesses etwas weiter. Eine Reihe von Röhrlingen, Herrenpilz oder Steinpilz (*Boletus edulis*) vor allem, dann der Rotfuß-Röhrling (*B. chrysenteron*), der Birken-Röhrling (*B. scaber*), der Maronen-Röhrling (*B. badius*) werden von ihnen gesammelt. Neben diesen erfreut sich noch die Gruppe der „Bärenhäuten“ (Biegenbart, *Clavariaceae*) nicht ganz mit recht beträchtlicher Beliebtheit: sie machen das Pilzgericht meist bitter.

Was für Pflanzen sind nun die Pilze eigentlich? Ist der Pilz, den wir sammeln, die ganze Pflanze? Nein. Er ist, wenn der nicht ganz zutreffende Vergleich mit einer Blütenpflanze gezogen werden darf, nur die Frucht einer Pflanze, vergleichbar mit dem Apfel oder der Birne, die ja auch nur ein Teil des Apfel- oder Birnbäumchens sind. Die

eigentliche Pilzpflanze lebt im Boden, durchzieht als weißliches oder gelbliches schimmelartiges Geßlecht die Humuserde, faulendes oder frisches Holz, ja die parasilischen (schmarotzenden) Pilze befallen nicht nur Pflanzen (Getreiderost, Flugbrand), sondern auch Tiere (Milzbrand) und Menschen (Tuberkulose).

Die Klasse der Pilze ist also so artenreich, daß hier die niederen Pilze (Spaltpilze, Schleimpilze, Brandpilze, Rostpilze, Schimmelpilze) ganz übergangen werden sollen. Nur das eine sei zu ihrer Ehrenrettung den oben aufgezählten Schädlingen entgegengestellt: aus den bei den Hausfrauen so unbeliebten Schimmelpilzen (*Penicillium*) stellt man eines der neuesten und segensreichsten Heilmittel her, das Penicillin.

Hier soll lediglich von den Wasser- oder Ständerpilzen die Rede sein, deren Myzel — das ist das oben erwähnte Geßlecht aus weißlichen Fäden — den Humusboden oder faulendes Holz durchzieht, um daraus die nötigen Nährstoffe zu beziehen. Selbst erzeugen können die Pilze diese Nährstoffe nicht, weil ihnen das Blattgrün fehlt. Nur dieses vermag in den grünen Pflanzen Zucker und Stärke zu erzeugen. Das Myzel ist ausdauernd, überwintert im Boden und lebt in ihm so lange, als er Nahrung hergibt. Dabei wächst es begreiflicherweise nach der Richtung hin weiter, die ihm die besten Lebensbedingungen zu versprechen scheint und beginnt bei guter Ernährung, richtigem Feuchtigkeitsgrad und angemessener Erwärmung zu fruktifizieren, d. h. die Sporen (Myzelsporen) snäueln sich und bauen mit bei den verjäherten Arten sehr verschiedener Schnelligkeit einen Fruchtkörper auf.

Das ist der „Schwamm“, den wir suchen. Er bildet meist auf der Hutunterseite, aber auch an oder in anderen Stellen, die eine sogenannte Fruchtschicht (Hymenium) überzieht, eine ungeheure Anzahl von Sporen, die abgestreut werden und unter günstigen Bedingungen wieder Myzeläden ergeben.

Die einzelne Spore ist für das freie Auge nicht sichtbar, denn die meisten Pilze haben Sporen, die kürzer als der 100. Teil eines Millimeters sind. Doch sieht man sie leicht in der Masse, wenn man etwa einen abgeschlittenen Hut mit seiner Unterseite auf schwarzes Papier legt und nach einigen Stunden abhebt. Das Papierblatt zeigt dann in oft recht hübscher Anordnung ein Muster aus Sporenpulver, wie es eben durch die Anordnung der Fruchtschicht entstehen muß. An faulenden Stücken wächst besonders leicht im Herbst massenhaft ein blaßbräunlicher Pilz, der Hallimasch (*Uromyces mellea*). Seine Pilze, die unter anderen stehen, sind meist ganz dicht weiß bestäubt, weil ihnen von oben die Sporen massenhaft auf den Hut rieseln. Am auffälligsten wird uns aber die ungeheure Sporenmasse eines Pilzes klar, wenn wir den vom Volkstum als „Teufelstaba“ bezeichneten Wobist (*Chocperdon*) in reifem Zustand in die Hand bekommen. Fast das ganze Innere wird zu Sporenpulver. Dabei erreicht der Kleinstenbovist oft ganz stattliche Ausmaße: 15 bis 25 cm Höhe und 15 bis 20 cm Durchmesser. Auf den Amalcher Wiesen, auch in der Lobauer Gegend sind solche Prachtexemplare nicht gerade selten anzutreffen. Die Sammler verschmähen ihn gemüßiglich, obwohl die Wobiste in der Jugend durchaus als wohlgeschmeckende Pilze bezeichnet wer-

7) *Blattzeitung* VI a 5-8.

8) *Blattzeitung* VI a 14, 15, 28, *Klosterchronik* I.

9) *Blattzeitung* VI a 6, 15, 17, 20.

10) *Dehnanlandsia* VIII 2.

den können und mitunter ein einzelnes Stück eine Pilzmahlzeit für eine mehrköpfige Familie abgibt.

Sogar unser stattlichster Pilz wird nur von wenigen genommen. Ich meine den Schirmling oder Parasolpilz (*Lepista procera*), von dem das größte Exemplar, das mir bisher in die Hände kam eine Höhe von 35 cm und einen Hutumfang von 84 cm aufwies.

Der Hut des Schirmlings — den zähen Strunk entfernt man — gibt, nach Art von Wienersehnkeln gebacken, das feinste Pilzgericht, das man sich denken kann. (Der Verfasser hofft, sich durch die selbstlose Preisgabe dieses Rezeptes in den Heimatblättern, die Zuneigung aller jener zu erwerben, die erst durch diesen Aufsatz Kenntnis von diesem Leckerbissen erhalten!)

Die Gruppe der Milchlinge (*Lactariae*) genießt kein besonderes Ansehen. Außer dem allerdings ausgezeichneten Schlenker Reizer (*Lactarius deliciosus*) — und dem Bräuling (*L. volvarius*), aus dessen Bruchstellen reichlich weiße, flebrige Milch ausfließt, ist kaum einer dem Sammler anzuraten; die meisten sind giftig, ungenießbar oder verträglich.

Eigenliche Vorsicht ist bei den Wulstlingen geboten, zu denen die einzigen wirklich gefährlichen Pilze unserer Heimat gehören: die Knollenblätterpilze (*Amanita blabla, mappa, phalloides*).

Die Giftigkeit beruht auf dem Phallin, das seine Giftwirkung erst 12 bis 36 Stunden nach dem Genuß zu äußern beginnt und damit doppelt gefährlich wird, weil Gegenmittel zu spät kommen.

Wer ein Klein wenig aufpaßt, kann die Egerlinge oder Champignons (*Psaliotia*) nie mit den oben genannten Giftpilzen verwechseln, da ihre „Blätter“ an der Hutmunterseite immer mindestens leicht rötlich sein müssen. Auf Wiesen und Wäldern sind diese gelblichweißen Pilze nicht selten, werden aber merklich seltener, wenn sie kaum von jemandem beachtet.

Die Gattung Täublinge (*Russula*) lassen die Sammler ebenso links liegen, obwohl von den rund 40 Arten, die bei uns vorkommen, etwa 30 essbar sind. Wer diese recht wohl schmeckenden Pilze als Gattung kennt, der kann es ruhig riskieren, von jedem, den er findet, ein kleines Stück zu kosten. Nur die scharf pfefferig schmeckenden nimmt man nicht;

alle anderen können bedenkenlos genommen werden. Diese Regel gilt aber nur für die Täublinge. (Ob ein Pilz sich verfärbt, ob ein mitgekochter Silberbüffel schwarz wird, das besagt für seine Giftigkeit oder seine Genießbarkeit gar nichts.)

Recht spät im Herbst treten mitunter bei uns noch Vertreter der Gattung „Ritterling“ (*Tricholoma*) auf. In den Höhenwäldern des Stenzer Laubwaldes treffen wir etwa noch zur Zeit der Frösche den Grauen Ritterling (*T. portentosum*), den Gestreiften Ritterling (*T. virgatum*) oder den Seidenfaserigen Ritterling (*T. columbella*) an. Diesen Spätlingen gegenüber ist aber nunmehr erhöhte Vorsicht geboten. So wie alte und madige Pilze giftig wirken können, so auch die, die schon Frösche mitgemacht haben.

Gute Pilzjahre müssen feucht und warm sein. Trockens oder kühle Sommer sind der Entwicklung der Fruchtkörper abträglich. Ist die Witterung aber günstig, dann vollzieht sich ihr Wachstum mitunter derart schnell, daß es geradezu sprichwörtlich wurde, von etwas zu sagen, daß es „wie Pilze aus der Erde schieße.“ Hans Watschler.

Die Schläitner Aue

II. Aus der Mappe unseres 1927 verstorbenen Mitarbeiters Ig. Ingruber

Im Grünfelde

Als sich einst in der Schläitner Aue noch eine Art Straßenverkehr abwickelte, fiel es zwei heiratslustigen Deutschen, denen die Beschaffung des Konjunktions Schwertes machte, ein, bei der Gemeinde um ein kleines Stückchen Grund im Grünfelde, behufs Aue- und Erbauung eines kleinen Häuschens, anzusuchen. Die Gemeindegewaltigen mußten dem braven Brautpaare nicht übel geneigt gewesen sein, weil sie dem Ansuchen gegen ein unbedeutendes Entgelt Folge gaben. Nicht lange dauerte es und das Nestchen war soweit fertig, daß dem Sakramente und einem gesegneten Einzuge kein Hindernis mehr entgegenstand. Witzig fehlte war freilich das Ackerlein und als Futter für die beiden Weibchen mußte halt Wildheuhorn nahen Bonnei gelovnen werden. Um sich jedoch eine, wenn auch kümmerliche Existenz zu schaffen, errichteten sie eine kleine Schankwirtschaft und trachteten so, sich den Straßenverkehr nutzbar zu machen. Das ging so einige Jahre und die Deutschen vermochten sich, trotz der Ingoltschen angekommenen Kinder, schlecht und recht über Wasser zu halten. Als diese — es waren drei Mädchen — schon etwas herangewachsen waren, jahen die Eltern erst, daß sie für dieselben keine rechte Beschäftigung hatten und daß ihnen viel zu viel freie Zeit verblieb, die

sie dazu benutzten, mit den Hirtentöchtern der Aue allerhand Allotria zu treiben.

„Wie mir das zuwider ist, Meid!“ sagte öfters der Hausvater zu seinem Weibe, „es kann aus unseren Kindern nicht viel Gutes werden; der fortwährende Umgang mit diesen „zünftigen Frauen“ kann keinen guten Einfluß auf sie haben. Auch von unseren Gästen sehen sie nicht immer Gutes. Das beste wäre es, wenn wir wenigstens unsere Älteste, die Liesl, irgendwohin in die Lehre oder auf einen brauchbaren Dienstplatz brächten; meinst Du nicht auch?“

„Freilich hast Du recht; das hat mir ja schon lange geheimes Kummer gemacht, aber jetzt will ich mich bemühen, der Wünsche ein richtiges Unterkommen in einem christlichen Hause zu verschaffen.“

Aber es kam anders: die Zollstraße wurde von der Schatt- auf die Sonnseite verlegt und somit den orts Grünfeldeleuten die einzige Einnahmequelle, also der Lebensnerv, abgeschnitten, denn ihre Schankwirtschaft hatte nun keinen Zuspruch mehr. Darob kranken sich die beiden Mütter so sehr, daß deren vermeintlich unvertolligste Gesundheit ernstlich ins Wanken geriet. Zuerst legte sich die Mutter hin, um nicht mehr aufzuziehen, nach wenigen Tagen auch der Vater und innerhalb fünf Wochen wa-

ren beide schon in kühler Erde, wo sie von ihren Sorgen und Kümmernissen auerufen konnten. Natürlich durfte die Liesl die Pflege und Betreuung der kranken Eltern nicht ihren jüngeren und noch unbeholfenen Schwestern allein anvertrauen; darum konnte bei ihr vom Lernen oder Verdienen keine Rede sein und jetzt, nachdem sie alle drei verwaltet waren, konnte sie diese erst recht nicht mehr verlassen.

Die Ereignisse der letzten Zeit, der Heimgang der guten Eltern, die dadurch entstandene Leere im Häuschen, wo ihnen in jedem Winkel etwas abging, drückte betort auf ihre Gemüter, daß bei ihnen von der ehemaligen Heiterkeit keine Spur mehr zu entdecken war; auch schmeckte ihnen das Essen nicht, floß sie der Schlaf und selbst die Arbeit war ihnen todbertöndlich. Das dauerte so einige Wochen, in denen sie manchen Tag kaum gegenseitig fünf Worte austauschten. Die vollständige Leere im Geldbeutel und die ausgegangenen Lebensmittel brachten sie der Wirklichkeit doch endlich wieder näher. Sie wurden sich dessen bewußt, daß es so nicht weiter gehen könne und sie sich um einen Erwerb umsehen mußten. Und so beschloßen sie, zwar besammen zu bleiben, aber abwechselnd zu den Bauern ins Tagewerk zu gehen.

Prachtvoll entwickelten sich die drei

jungen Menschenknospen, so daß sie als halb als die „Hübschesten Käjer“ galten, welche in die Kirchen St. Paul und St. Johann hineinglügen. Das zog aber auch die Jungmännertwelt an, wie das Licht die Falter und in kurzer Zeit war das Grünfeldhäusl eine Art „Dreimödelhaus“ in der Einschlacht.

Es kam, wie es kommen mußte.

Um weiteren Unheile vorzubeugen, bemühten sich der Ortsfelforger und der Gemeindevorsteher, die Grünfeldglischen wieder auf den richtigen Weg der Tugend, von dem sie bedauerlicherweise abgelenkt waren, zurückzuführen, was ihnen endlich auch gelang. Freilich mußten sich die Mädchen zu einem Wohnungswechsel entschließen und schwarzen Herzens ihr ohnedies ziemlich kaufwilliges Vaterhüttchen verkaufen, und dafür das nahe bei der Ortschaft liegende „Bachhäusl“ erwerben. Aber trennen mochten sie sich nicht, indessen gab es jetzt für sie Arbeit in Hülle und Fülle und auch auskömmlichen Verdienst, so daß sie nicht nur sich selbst, sondern auch die Kinder reichlich zu ernähren vermochten, wenn auch stets eine von ihnen zu deren Pflege dahelme bleiben mußte.

Ich selbst habe als junger Bub die drei „Bachmattcher“, die Liesl, die Burgl und die krumbe Trine, noch sehr gut gekannt. Daß sie einst schön gewesen sein sollten, will ich mekerthalben schon gelten lassen, dochzieh sie in meiner Erinnerung nur mehr als runzlige alte Weiblein leben. Aber das ist ja eben die Vergänglichkeit alles Irdischen, die auch die aller schönsten Rosen zum Verblühen bringt und entblättert.

Lebhaft erinnere ich mich auch noch an den Arummischnabel, den ich viele Jahre lang im selben Käfige sehie Sprünge machen sah, denn im Bachhäusl hielt ich mich viel auf, war es doch unserer Hausmühle zunächst gelegen. Von den Kindern konnte ich nur den Urban, da die andere beide schon früher gestorben sind. Nachdem auch die „Bachliell“ und die „Bachburgl“ das Zeitliche gesegnet hatten, verkaufte Urban, als Sohn und Erbe der erleren, das Bachhäusl, während die Trine noch sehrlang in unserer alten Kästen hauste.

Vom Grünfeldhäusl ist heute keine Spur mehr vorhanden, aber aus dem Bachhäusl wurde ein Bauernhof.

Heimatliches Schrifttum:

Österreichische Zeitschrift für Volkskunde
Heft 3/4, Wien 1949.

Dieses Heft, der uns bereits meistens bekannten Zeitschrift, enthält drei Abhandlungen über Maskenbrauch und Umzugspiele. Besonders interessant sind für uns Osttiroler die Ausführungen Franz Lippes über „Masken und Maskenbrauch im Salzkammergut mit besonderer Berücksichtigung der geschmückten Larven“, da wir in unserem Osttiroler Heimatmuseum auf Schloß Bruck eine Sammlung eigenartiger Perchtenmasken aus Oberliegn besitzen. Lipp führt für das Salzkammergut drei Typen der dort verwendeten Holzmasken an. Diesen gegenüber bilden unsere Holzmasken eine eigene Gruppe größtenteils grotesker Larven, die bis zum Jahre 1872, da ein Brand in Oberliegn fast den ganzen Bestand an Larven und Faschingskostümen vernichtete, beim „Perchtenlaufen“ verwendet wurden. Während die Masken des Salzkammergutes vielfach nur übergroße Nasen und Ohren zeigen, wirken unsere Masken mehr dämonisch, wenn z. B. bei einigen die Nasen durch geschmückte Salamander dargestellt werden, deren Hinterfüße die Augenbrauen bilden.

Ein Auszug des bekannten Volkskundlers und Leiters der „Österreichischen Zeitschrift für Volkskunde“ Leopold Schmidt: „Der Gelehrter von Moschendorf“ behandelt einen Umzug von „Faschingsnarren“ in dem burgenländischen Dorf Moschendorf an der ungarischen Grenze. Unter den Veranstaltern des Faschingumzuges fällt unter einer Gruppe von sechs Burichen vor allem der „Eselreiter“ auf. Schmidt beschäftigt sich ausführlich mit dieser Gestalt und kann Parallelen dazu vor allem in Mitteleuropa, und zufälliger Weise besonders in einst von den Römern bis zum Mittelalter besetzten Gebiet, nachweisen. Er meint, daß die Gestalt des „Eselreiters“ durch alpenländische Siedler nach Moschendorf gebracht wurde, obwohl in Österreich nur im Pillerseegebiet in Tirol die Eselmaske bei Umzugspielen verwendet wird. In diesem Auszuge behauptet Schmidt auch, daß sich bei volkstümlichen Spielen und Umzügen nicht aus dem Text und den Bildern die große Bedeutung dieser Faschingsbräuche erklären läßt, sondern nur durch die detaillierte Darstellung des Spieles selbst.

In einer kurzen Mitteilung berichtet Rudolf Petrovitz über „Die Essigheze von Rinn“. In Rinn bei Hall bestand bis nach dem ersten Weltkrieg der Brauch des „Eisigverkaufs“. Die „Essigheze“, ein Buriche mit einer Holzmaske, der Essigmaske, hat in Häusern angelehener Familien Essig zum Verkauf an und ließ aus einem Faß Wasser zu Boden rinnen. Dieser Vorgang bedeutete für den Hausherrn eine besondere Ehrung. Die „Essigheze“ war von einem männlichen Partner begleitet, der jedoch eine untergeordnete Rolle spielte.

Besonders wertvoll in diesem Heft sind die vielen ausführlichen Buchbesprechungen, die uns in großen Zügen und in kritischer Form mit den Neuererscheinungen auf den verschiedensten Gebieten der Volkskunde bekannt machen und von denen uns die Beiträge zur Volkskunde Tirols in der Wopfner Zeitschrift, II. Teil, die Beiträge zur Archäologie der Alpenregion von Nikolaus Groß, die Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte Bozens im 16. bis 18. Jahrhundert von Franz Hutter und die „Alte Bänderer Bauweise der Volkskunst“ von Hans Schmid besonders interessieren.

Arbeitsgemeinschaft
des Osttiroler Heimatmuseums:

Dr. Pi.

Der Teppich-Händler

Mitgeteilt von Hans Raneburger, Matrei, nach der Fassung, wie das Lied dort meistens gesungen wurde.

Von Tirol bin i aufer, kaffs Teppich, ihz Levi,
und i woas jo ganz gewiß, daß der Kauf zuch nit reut.
Die Teppich sant sauba, die Teppich sant fein,
sie könnlen nit schöner, nit besser mehr sein.

Jodler.

Jetzt homa nou ven oanzing, schaut aus a wie b'Leb,
in da Mitt' siht a Dom, a kloan winziger Dieb.
Den mlekts ins öbkofn, der weard enk gwiß freun,
und i woas jo ganz gewiß, es weard enk nit reun.

Jodler.

Jetzt homa nou oon oanzing, von Blüemlan ganz voll,
Dö kann man nit kriegn, als bei uns in Tirol,
dö Blüemlan kriegt man zhöchst brobm auf der Ölm,
wo die Kwachlan tun springen und läulen die Köldn.

Jodler.